

Renate Daniel / Johanna Haberer / Christiane Neuen (Hg.)

Respekt

Von Grenzen, Gräben und Brücken

Mit einem Vorwort von Konstantin Rößler
und Beiträgen von Franz Alt, Liane Bednarz, Eckhard Frick,
Monika Hauser, Karl-Josef Kuschel, Bernhard Pörksen,
Gisela Trommsdorff

Patmos Verlag

Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft
für Tiefenpsychologie e. V. Stuttgart
Geschäftsstelle: Postfach 701080, D-81310 München

Diesen Band erhalten die Mitglieder der Gesellschaft als Dokumentation über ihre Arbeit. Der Gesellschaft gehören als Mitglieder an: Ärztinnen und Ärzte, Seelsorgerinnen und Seelsorger, Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten, Psychagoginnen und Psychagogen, Psychologinnen und Psychologen, Pädagoginnen und Pädagogen, Juristinnen und Juristen, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, im Heilberuf Tätige. Das Thema der Jahrestagung 2019 war »Respekt. Von Grenzen, Gräben und Brücken«. Die Vorträge wurden durch Kurse und Gruppenarbeit vertieft und ergänzt.



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2020 Patmos Verlag
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung: © obed-ramos / unsplash.com
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1282-1

Inhalt

Vorwort	7
<i>MONIKA HAUSER</i>	
Von Würde, Anerkennung und Solidarität	9
Über das Engagement von <i>medica mondiale</i>	
<i>FRANZ ALT</i>	
Respekt vor unserer Mitwelt – wie wir die Wende schaffen...	30
<i>BERNHARD PÖRKSEN</i>	
Die Verantwortung von allen	56
<i>GISELA TROMMSDORFF</i>	
Von Grenzen, Normen, Werten und Respekt	63
Sozialisations- und kulturpsychologische Aspekte sozialer Kompetenz	
<i>LIANE BEDNARZ</i>	
Resilienz in Zeiten der Radikalisierung	85
<i>ECKHARD FRICK</i>	
Zwischen Grenzverletzung und Transzendenz: Respekt	111
<i>KARL-JOSEF KUSCHEL</i>	
Pioniere des interreligiösen Dialogs: Martin Buber – Hugo Enomiya-Lassalle – Louis Massignon	133
Anhang	162

Vorwort

Mit dem Respekt verhält es sich wie mit der Nahrung, dem Licht, der Wärme und der Atemluft: Uns wird erst richtig bewusst, wie bedeutsam er ist, wenn er fehlt. Der gefühlte, aber auch nachweisliche Schwund an Respekt, der zur Zeit auf vielen Ebenen des gesellschaftlichen Zusammenlebens erfahrbar ist, bietet reichlich Anlass, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Der Wunsch nach Anerkennung, Wertschätzung und – noch basaler – zumindest nach Respekt, beschreibt ein psychisches und soziales Grundbedürfnis des Menschen. Dieses zu erfüllen, ist für uns so nötig zum Leben wie die Befriedigung körperlicher Grundbedürfnisse. Respekt ist eine Mindestvoraussetzung, eine Grundsubstanz sozialen Zusammenhalts, ohne den keine Gemeinschaft existieren kann. Wenn dieser »soziale Kitt«, diese Übereinkunft, wenigstens den Respekt zu wahren, brüchig wird, so ist das Fundament gefährdet und die Risse werden immer schwerer zu überbrücken.

Untrennbar verknüpft mit der sozialen und politischen Ebene ist aber die Frage nach dem Respekt in Beziehungen. Respekt ist, noch vor Sympathie und Empathie, die Basis der Begegnung mit dem Anderen, dem Fremden, ein Garant dafür, nicht in der eigenen Egoblase gefangen zu bleiben. Dasselbe gilt für eine Berücksichtigung der fremden Seiten in uns selbst, denen wir manchmal staunend, manchmal schockiert und manchmal neugierig gegenüberstehen. Sie nicht abzutun als etwas Uneigenes, ist aus Sicht der Tiefenpsychologie die Voraussetzung dafür, zu uns selbst zu kommen. So wird der Respekt gegenüber den fremden Seiten in uns selbst zu einer bewährten Prophylaxe, das Böse in uns nicht projektiv im Anderen zu erblicken, wo wir es dann unter Verzicht auf jeden Respekt bekämpfen können. Keine Achtung ohne Selbstachtung, keine Rücksicht ohne dass wir uns selbst berücksichtigen. Und schließlich meint Respekt auch etwas, das weit über persönliche und soziale Bedeutungen hinausgeht: Wenn wir unseren Mitmenschen und uns selbst mit Achtung begegnen, dann können wir auch eine Ehrfurcht vor dem Leben entwickeln, wie es

Albert Schweizer formuliert hat, und gelangen zu einer spirituellen Dimension in einer Achtung allem gegenüber, das existiert.

Diese große Vielschichtigkeit des Themas spiegelt sich in den Beiträgen des vorliegenden Tagungsbands wider mit ihren ganz unterschiedlichen gesellschaftspolitischen, theologischen, soziologischen und tiefenpsychologischen Blickrichtungen, die hier zu einem Ganzen zusammengefügt wurden.

Und nicht ohne Grund durchzieht gerade eine Haltung des Respekts die ersten Artikel unseres Grundgesetzes. Wie das Grundgesetz feierte auch die Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie im Jahr 2019 ihr 70-jähriges Jubiläum. So trifft es sich, dass die *igt* zu ihrem eigenen 70-jährigen Bestehen mit »Respekt. Von Grenzen, Gräben und Brücken« ein Thema gewählt hat, das schon in ihrem Gründungsjahr 1949 von größter Aktualität war und es heute wieder geworden ist.

Konstantin Rößler

MONIKA HAUSER

Von Würde, Anerkennung und Solidarität

Über das Engagement von *medica mondiale*

Sehr geehrter Vorstand der *igt*, sehr geehrte Damen und Herren, danke für die freundliche Einleitung – sehr gerne bin ich nach zehn Jahren erneut Ihrer Einladung nach Lindau gefolgt! Zu Ihrem Tagungsthema »Respekt. Von Grenzen, Gräben und Brücken« möchte ich gerne einige Aspekte beitragen, die für mich und meine Kolleginnen in unserer täglichen Arbeit unbedingt dazugehören.

Die gewachsene Ungleichheit

»Die Welt wird nicht bedroht von den Menschen, die böse sind, sondern von denen, die das Böse zulassen.« Dieses Zitat stammt von Albert Einstein, und ich teile sein umfassendes Verständnis des Themas Verantwortung. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Übernahme von Verantwortung der Motor für die Gründung der Vereinten Nationen und später dann auch für die Entwicklung des Grundgesetzes der jungen Bundesrepublik. Geboren aus den Schrecken der Vergangenheit haben wir in Europa ein hervorragendes Fundament an demokratischen Verfassungen mit festgeschriebenen Werten und Grundregeln entwickelt. Für Deutschland sind die Würde und die unveräußerlichen Rechte des Menschen als unkündbar im Grundgesetz festgeschrieben worden. Nie wieder sollte dem Einzelnen seine Menschlichkeit abgesprochen werden. Wenn diese universellen Werte weiterhin die Basis politischen Handelns sein sollen, wie kann es dann sein, dass unsere Gesellschaften so gespalten sind, dass für große Teile von ihnen eben diese Werte derzeit immer weniger wert sind? Und stattdessen

zunehmend Egoismus, Nationalismus, Rassismus – von Sexismus ganz zu schweigen – das politische und gesellschaftliche Handeln bestimmen, wie wir es derzeit wieder stärker überall in Europa und in anderen Teilen der Welt beobachten?

Die soziale Kluft in unseren Gesellschaften hat sich in den letzten Jahrzehnten immer weiter vergrößert. Die Mächtigen setzen ihren Willen immer rücksichtsloser gegen die Mehrheit der Bevölkerung durch und das Ziel von Chancengleichheit rückt in immer weitere Ferne. Die Reichen werden immer reicher und die Armen bleiben bestenfalls gleich arm. Dieser Skandal lässt sich leicht in Zahlen ausdrücken: In Deutschland besitzen die reichsten 10 Prozent der Bevölkerung mehr als die Hälfte des gesamten Vermögens (56 Prozent), wie aus einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) hervorgeht (Grabka und Halbmeier 2019, S. 735–745). Die ärmere Hälfte besitzt dagegen nur einen Anteil von 1,3 Prozent. Diese – auch global – massiv wachsende Ungleichheit der Vermögen und die enorme Verschiebung der Macht- und Besitzverhältnisse betrachte ich als extrem demokratiefährdend.

Fehlende Empathie und Solidarität als Kriegserbe

Lassen Sie mich fragen: Haben wir das Grauen des Zweiten Weltkriegs schon wieder so sehr verdrängt, dass wir heute, knapp 75 Jahre später, den Frieden auf dem europäischen Kontinent zugunsten partikularer Gruppeninteressen mit all ihren zerstörerischen Folgen aufs Spiel setzen?

Erinnern Sie sich noch daran, dass die EU 2012 den Friedensnobelpreis erhalten hat? Heute, sieben Jahre später, sollten wir uns fragen: Wofür genau? Dafür, dass wir die vermeintlich moralisch Überlegenen, die Guten sind und in scheinbar friedlichen Gesellschaften zusammenleben? Aber worin besteht diese moralische Überlegenheit überhaupt? Darin, dass wir in kapitalistischen Gesellschaften leben, in denen »der Markt« die Regeln unseres Mitei-

ners diktiert, dass unsere demokratischen Grundwerte immer weiter ausgehöhlt und Massen von abgehängten Menschen produziert werden? Darin, dass wir durch ein neoliberales Wirtschaftssystem die Fluchtursachen mit schaffen, die Menschen übers Mittelmeer treiben? Um dann wiederum diejenigen, die unter unfairen Handelsbeziehungen und Kriegsfolgen leiden, an den EU-Außengrenzen abzuweisen? Sie zu Sündenböcken für unsere innerpolitischen Probleme zu machen, erachte ich im Übrigen als äußerst zynisch. Und wer Waffen in Länder exportiert, von denen wir wissen, dass deren Regierungen sie ohne Skrupel gegen die eigene Bevölkerung einsetzt und Kriege führt, macht sich mitschuldig an Tod, Vertreibung und Flucht. Wo ist der solidarische Zusammenhalt in unseren europäischen Gesellschaften angesichts des täglichen Sterbens im Mittelmeer? Ja, auch wir haben – lange vor Trump – eine Mauer um unser friedliches Europa errichtet.

Ich behaupte, rechte Kräfte sind heute wieder so stark, weil Europa zwar auf ein materiell solides, aber emotional völlig mangelhaftes Fundament gestellt wurde. Ein wichtiger Grund dafür könnte sein: Die notwendige kollektiv-emotionale Aufarbeitung der vielfachen Kriegstraumata ist größtenteils ausgeblieben. Sie wäre aber eine wesentliche Voraussetzung dafür gewesen, die europäischen Werte mit Leben zu füllen. Menschenrechte haben eine ethisch normierende Dimension. An ihnen festzuhalten, unabhängig von den faktischen Mängeln ihrer juristischen und gesellschaftlichen Umsetzung, ist unabdingbar. Was wir brauchen, ist eine emotional gelebte Kultur der Menschenrechte, geprägt von mitmenschlich erfahrbarer Empathie und Solidarität. Diese Fähigkeit ist jedoch bis heute kollektiv und individuell oftmals blockiert oder unter seelischen Verwundungen und Abwertungen verschüttet.

Und wo die Fähigkeit zu Empathie und Solidarität fehlt, wird sie oft durch Polarisierung, durch Ausgrenzung von Minderheiten und Fremdenfeindlichkeit ersetzt. Schlimmstenfalls führt dieser emotionale Mangel – mit entsprechender Angst- und Hass-Ideologie unterfüttert – zu Radikalisierung und wird in tatsächliche, oftmals tödliche Gewalt umgesetzt. Das haben wir bei den NSU-

Morden, bei der Hinrichtung des Politikers Walter Lübcke Anfang Juni und jüngst wieder beim Attentat in Halle gesehen. Wussten Sie eigentlich, dass der hessische Verfassungsschutz zugeben musste, dass der Mörder von Walter Lübcke elfmal in den NSU-Akten erwähnt wurde?

Margarete Mitscherlich betonte 1995 in Bezug auf die deutsche Nachkriegsgesellschaft: »Je labiler die Selbstachtung eines Menschen ist, umso dringender sein Bedürfnis, sich selbst zu idealisieren und alles ›Fremde‹ gemeinsam mit Gleichdenkenden zu verachten. [...] Wenn Kränkung des Selbstwertgefühls im Mittelpunkt des Erlebens steht, gibt es keine Einfühlung in Menschen, die nicht als Teil des eigenen Selbst erlebt werden, kein Mitleid mit den Opfern unserer Vorurteile und Projektionen« (Mitscherlich 1995, S. 57–61).

Heute nennen wir das »Othering«. Damit wird ein Prozess beschrieben, in dem Menschen als »Andere« konstruiert und von einem »Wir« unterschieden werden. Diese Differenzierung ist hochproblematisch, da sie mit einer Distanzierung einhergeht, die »das Andere« als »das Fremde« aburteilt, sodass die betroffenen Menschen leichter aus dem »Wir« ausgeschlossen werden können. Prozesse des »Othering« können sich auf die soziale Stellung eines Menschen in der Gesellschaft wie etwa Klassenzugehörigkeit oder Glaubensvorstellungen beziehen, auf Ethnizität, Sexualität, Geschlecht oder Nationalität. Dabei werden auch biologistische Argumente geltend gemacht, die essenzialisierend sind. Bei diesem Prozess geht es in erster Linie um eine Selbstaffirmation: Über die Zuschreibung von Minderwertigkeit wird für sich selbst Überlegenheit in Anspruch genommen – wie eben erwähnt, geht Frau Mitscherlich hier von einer Kränkung des Selbstwertgefühls aus. Othering kann zu Feindbildern, insbesondere zur Fremdenfeindlichkeit führen, wenn Angehörige einer kulturellen Gruppe befürchten, dass sich »fremde« Einflüsse auf die »eigene« Kultur ausweiten und sie damit bedrohen könnten.

Wie hängen diese täglich reproduzierten Ängste mit denen der Vergangenheit zusammen? Etwa mit den Schrecken von Erstem

und Zweitem Weltkrieg, dem europäischen Kolonialismus, dem Völkermord an den europäischen Juden? Aus der Trauma- und Genozid-Forschung wissen wir: Die »Opfergruppe« übernimmt Gewalt- und Leiderfahrungen in ihr kollektives Gedächtnis und gibt somit seelisches Verwundetsein und erfahrene Ungerechtigkeit an die nachfolgenden Generationen weiter. Diese traumatische Erfahrung kann in der einen Generation der Identifikation und somit Stärkung der Gruppe dienen, während das gleiche Trauma in der nächsten möglicherweise dazu führt, eine Rächeridentität zu generieren. Serbische Propaganda vor dem Balkankrieg hatte unter anderem die Niederlage auf dem Amselfeld 1389 gegenüber dem Osmanischen Reich benutzt, um eine Legitimation der Rache an den bosnischen Muslimen zu begründen. In einer Situation politischer Unsicherheit und einer gefühlten Bedrohung der Gruppenidentität können die politisch Verantwortlichen sehr leicht auf diese Erfahrung rekurren und Angst generieren, die wiederum zum nächsten Gewaltausbruch führen kann. Aufgrund nicht wirklich bewältigter Folgen von Gewalt schaffen wir also immer neue Kriege, und nähren somit einen Teufelskreis von Gewalt und Trauma.

Sexualisierte Gewalt als Kriegswaffe

Gerade auch bei der Funktionalisierung von sexualisierter Kriegsgewalt spielt es eine wichtige Rolle, wie über Gewaltausübung kollektiv Identität gesichert wird. Dazu sagt der Sozialpsychologe Rolf Pohl: »Der Sehnsucht nach der Sicherung und Wiederherstellung einer in Gefahr geratenen kollektiven (völkischen) Identität korrespondiert offenkundig der Wunsch nach einer Reparatur der als beschädigt erlebten Männlichkeit und nach der Wiedereinsetzung des (weißen) männlichen Subjekts in seine angestammte Rolle als (vor-)herrschender Souverän« (Pohl 2017, S. 35). Frauen als Symbol für das Fortbestehen einer Gruppe lassen sich in patriarchalen Gesellschaften hervorragend funktionalisieren. Ihre Relevanz in Krie-

gen und bewaffneten Konflikten bezieht sich genau auf diese symbolische Bedeutung und *nicht* auf Frauen als menschliche Wesen und selbstständige Individuen. Die Funktionalisierung geschieht meist in zweifacher Hinsicht:

Mit der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen kommunizieren die vergewaltigenden Männer den Männern der »Feindes«-Gruppe zunächst deren totale Niederlage. Und sexualisierte Gewalt ist Machtausübung mit sexuellen Mitteln. Die einzelnen Frauen werden erniedrigt, gepeinigt, ihre Würde regelrecht mit Füßen getreten. Das Ziel ist, die Moral des Feindes zu vernichten, das kulturelle und soziale Gefüge der Gemeinschaft zu schwächen und zu zerstören. Und dies gelingt gerade deswegen so perfekt, weil die Art des Denkens des Vergewaltigers häufig völlig kompatibel ist mit der des Vaters oder Ehemanns der vergewaltigten Frau. Die gesellschaftszerstörende Kraft von Kriegsvergewaltigungen von Frauen liegt gerade in der gemeinsamen patriarchalen Vorstellung, dass die Männerehre mit der »Reinheit« des weiblichen Körpers unauflöslich verknüpft ist – eine Vorstellung, die auch Männern aus dem westlichen Kulturkreis durchaus nicht fremd sein dürfte.

Um den Selbstwert der »geschädigten« Gruppe – und zwar den Selbstwert der Männer dieser Gruppe – wiederherzustellen, muss das »Beschädigte« nun ausgemerzt werden. Frauen und Mädchen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben, werden häufig aus ihrer Gruppe ausgestoßen, stigmatisiert, im besten Fall zum Schweigen gebracht und im schlimmsten Fall getötet. Diese doppelte Gewalterfahrung – durch die Täter *und* durch die Reaktionen ihres eigenen Umfelds – macht das Leid der Frauen und Mädchen umso zerstörerischer und schwerer zu überwinden. Denn das, was Überlebende am meisten brauchen, um die Gewalterfahrung psychisch integrieren zu können, ist – neben der Stärkung der individuellen Bewältigungsmöglichkeiten – ein nährendes Umfeld und die Erfahrung, dass sie angenommen und unterstützt werden.

Die Wichtigkeit einer solchen annehmenden Grundhaltung war mir bereits als junge Gynäkologin bewusst, als ich von den

Massenvergewaltigungen an bosnischen Frauen erfuhr und Ende 1992 beschloss, mitten im Krieg nach Bosnien zu gehen. Was mich vornehmlich antrieb, war Wut! Wut über das, was Männer Frauen und Mädchen angetan haben, indem sie ihre Würde auf das Brutalste missachteten. Aber auch Wut darüber, dass die Medien zwar voll von skandalisierenden Berichten über die Frauen waren, aber kaum Hilfe organisiert wurde. In dieser Situation war es mir ein großes Anliegen, von Gewalt betroffenen Frauen und Mädchen Unterstützung und Halt zu geben, ihnen Empathie und medizinische Versorgung zukommen zu lassen – ich habe nicht lange nachgedacht, ob ich dafür überhaupt erfahren genug war: Ich handelte aus Solidarität, aus einer Haltung der Verbundenheit und Verantwortung, aus dem Willen, mich gemeinsam mit anderen für die Frauen und ihre Würde starkzumachen (Louis 2008).

Im bosnischen Zenica wurde 1993 der Grundstein für das frauenrechtliche Engagement von *medica mondiale* gelegt – wir nennen es auch unsere feministische Intervention der Solidarität. Bis heute haben wir unsere Arbeit auf mehr als zwanzig Projektländer ausgeweitet, unter anderem nach Afghanistan, in die Demokratische Republik Kongo, nach Liberia und seit fünf Jahren in den Nordirak. Unser Anliegen war und ist es, von Gewalt betroffene Frauen darin zu unterstützen, ihre Traumata zu überwinden, gleichberechtigt und gestalterisch am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben und Gerechtigkeit und öffentliche Anerkennung zu erfahren.¹

Vergewaltigung im Krieg und andere Formen der sexualisierten Gewalt gegen Frauen und Mädchen sind kriegsimmanent. Die Ausübung dieser Gewalt und ihre gezielte Anwendung als Folter hat eine weitverbreitete Systematik in allen Kriegen. Sie sind schwere Menschenrechtsverletzungen, die die physische, psychische und soziale Integrität eines Menschen extrem angreifen. Die seelischen und somatischen Folgen sind schwerwiegend und zum Teil mit lebenslangen Beeinträchtigungen verbunden, die sozialen Folgen wie Stigmatisierung und Isolation können für Frauen und deren Kinder gar existenzgefährdend sein. In extremer Weise sehen

wir dies zum Beispiel bei Frauen in afrikanischen Nachkriegsgebieten wie in Nord-Uganda, bei denen brutale Vergewaltigungen schwere Genitalverletzungen verursachten. Da diese nicht operativ versorgt wurden, leiden die Frauen anschließend an Fisteln, die sie aufgrund der damit einhergehenden Geruchsbildung als Vergewaltigte brandmarken. Sie werden von ihrer Dorfgemeinschaft gezwungen, als Aussätzige in Hütten außerhalb des Dorfes zu leben, ohne jegliche Aussicht auf eine soziale Integration.

In der langjährigen Beratungsarbeit der *medica-mondiale*-Zentren sehen wir, welche krank machenden Auswirkungen die ständige Bedrohung durch mögliche gewaltsame Übergriffe über Monate hinweg für alle Frauengenerationen hatte und hat. Allein das Warten darauf, dass sie »geholt werden könnten«, hat für viele Frauen gravierende psychosomatische Folgen. Wegen der vorherrschenden Tabuisierung und Stigmatisierung, und um sich und ihre Kinder über die Runden zu bringen, müssen die betroffenen Frauen in den meisten Fällen das Trauma ihrer erlittenen Gewalterfahrungen unterdrücken, gar von sich abspalten. Die Verdrängung führt jedoch sehr häufig zusätzlich zu schwerwiegenden psychischen und gesundheitlichen Problemen. Hier sehen wir einen Ansatzpunkt, die Frauen psychosozial zu unterstützen, sie fachlich zu begleiten. Aber nicht als »kranke« Patientin, deren Symptome geheilt werden sollen. Vielmehr als eine Person, die schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen überlebt hat und deren eigene Kraftquellen ihr dabei geholfen haben. Diese Ressourcen mit der Frau zusammen aufzufinden, um sie auch bei der Traumabewältigung zu nutzen, ist Teil der psychosozialen und therapeutischen Begleitung in unseren Projekten. Das Ziel ist es – ganz im Sinne des Tagungsthemas –, das Selbstwertgefühl und die Selbstachtung der Frauen und Mädchen (wieder) aufzubauen. Ohne Wiederherstellung der Selbstachtung – und ohne Anerkennung des erlittenen Leids – ist kein Leben in Würde möglich (medica mondiale 2019b).

Stärkung von Überlebenden sexualisierter Gewalt

Für Menschen, die solche Erfahrungen von Gewalt machen mussten, greift unseres Erachtens ein rein klinisches, individualisiertes Verständnis von Trauma nach ICD-10 (Einzelereignis, gefolgt von Trauma = Krankheit, dann Therapie) viel zu kurz. Wir verstehen Trauma als eine adäquate Überlebensreaktion auf erlebte sexualisierte Kriegsgewalt und nehmen insbesondere komplexe Traumatisierungen nach ICD-11 in den Blick. Die Auswirkungen sind sehr viel weitreichender als bei einem einzelnen traumatischen Ereignis. Sie zeigen sich beispielsweise in Gefühlen der Machtlosigkeit, in Beziehungsschwierigkeiten, Isolation, im Verlust des Vertrauens in die Welt, sich selbst und andere. Seit Beginn der Arbeit von *medica mondiale* sehen wir die Notwendigkeit, ein für die Situation der von geschlechterspezifischer und sexualisierter Gewalt betroffenen Frauen* ausgerichtetes Verständnis von Trauma zu entwickeln. Es geht uns darum, klar feministisch Partei zu nehmen für betroffene Frauen und Mädchen sowie fachliche Kompetenzen von Fachkräften und Aktivist*innen zu stärken. *Medica mondiale* verfolgt einen Ansatz, bei dem die Rechte und Bedürfnisse der Überlebenden im Zentrum stehen und nicht wie so oft rein standardisierte Verfahren und Methoden.² Letztere nennen sich heute in der internationalen humanitären Hilfe »survivor centred approach« – ein inzwischen oft benutzter, aber häufig auch inhaltsleerer Begriff. Daher haben wir unsere seit Jahrzehnten gelebte Arbeitspraxis in fünf Hauptelementen definiert (*medica mondiale* 2019b). Das bedeutet auch, dass sexualisierte Gewalt als Ursache von Trauma eben nicht nur die individuellen Personen betrifft, sondern auch ihr Umfeld, und von hoher gesamtgesellschaftlicher Relevanz ist. Das heißt, wir nehmen auch immer die gesellschaftlichen Zusammenhänge in den Blick, in denen die sexualisierte Kriegsgewalt stattfindet, und wirken darauf hin, patriarchale und diskriminierende gesellschaftliche Verhältnisse zu kritisieren und zu verändern. Wir denken dabei auch Mehrfachdiskriminierungen und eine intersektionale Perspektive mit.³